

Louis ist kein Engländer

KRIEGSREPORTAGEN Lutz Kleveman war erfolgreicher Kriegsreporter. Bis er sich fragte, woher sie eigentlich kommt, die Begeisterung für Krieg und Gewalt, die dem allem zugrunde liegen musste

Auf einem idyllischen Landsitz zwischen Elbe und Weser fängt alles an: Lutz Kleveman soll mit 24 Jahren das Erbe seines Vaters antreten und das herrschaftliche Gut übernehmen. Doch anstatt sich der Familientradition zu beugen, geht er nach London, um sein Studium zu beenden. Zehn Jahre hat die Mutter ihm gegeben, dann rufen Moor und Pflicht. Kleveman nutzt die ihm gewährte Zeit: Was der rastlose junge Mann erlebt, genügt für mehrere Menschenleben.

Journalist will er werden, und bald zieht er nach Budapest. Dank einem Zufall kann er für den *Daily Telegraph* arbeiten. Wie man sich als freier Berichterstatter durchschlägt, hat er schnell heraus. Mit einem klapprigen Citroën im Balkan unterwegs, jagt er dem Scoop hinterher. Der journalistische Durchbruch kommt 2001 in Sierra Leo-

Bordelle, Alkohol und Drogen gehören zu seinem Alltag

ne. Unerschrocken, fast naiv dringt er oft als erster Reporter überhaupt ins Innerste lebensgefährlicher Konflikte vor.

Was er, bald auch für deutsche Medien unterwegs, aus Afghanistan, Tschetschenien, Russland oder über die Favela-Drogengang in Brasilien berichtet, ist so informativ und spannend, dass man die Lektüre kaum beiseite legen mag. Den trockenen Humor und die Selbstironie hat der Autor von den Engländern gelernt. Wie er etwa als vermeintlicher tschetschenischer Terrorist mit einem Untersuchungsbeamten des russischen Staatssicherheitsdienstes um die Wette säuft, um seine Haut zu retten, dann von dessen Frau bekokocht und bebügelt wird, ist eine der vielen obskuren Geschichten, die Kleveman zu erzählen weiß.

Bordelle, Alkohol und Drogen gehören zu seinem Alltag – das ist mitunter harter Lesestoff. „Arglos-achtlos und selbstzerstörerisch“, wie er selbst sagt, gefährdet er sein eigenes Leben. „Ich war wie ein Schwamm, der sich vollsog mit den Reizen des

Reporterdaseins ... Irgendwann dachte ich, die Welt existiere nur für mein privates Vergnügen. Ob Not oder Krieg, für mich war das alles nur ein großes Spiel.“

Als sein erstes Buch über die Ölinteressen der Weltmächte am Kaspischen Meer herauskam, habe er unterdessen das verloren, was einen guten Journalisten ausmache: Neugier und Mitgefühl. Neben aller Selbstkritik schont Kleveman jedoch auch die deutsche Journaille nicht – viele seiner Kollegen betrachtet er als selbstgefällig, weltfremd und dilettantisch.

Mehr sein wollen

Parallel zu seinen Reportageberichten beschreibt Kleveman seine lange Reise mit der transsibirischen Eisenbahn 2008. Er ist auf den Spuren seines Großvaters, der sich während des Ersten Weltkrieges als russischer Kriegsgefangener auf dieser Route befand.

Der Enkel notiert: „Hans-Heinrich und seine Brüder sind damals wie Deutschland an sich: Sie wollen mehr sein, als sie sind.“ Vom „militaristisch-nationalistischen Virus“ befallen, wird der Großvater ein hoher Wehrmachtsoffizier, der aufs Gut heimgekehrt, über das Schicksal der umliegenden Höfe entscheidet und deren Söhne in den Krieg sendet.

Die Folgen dieser Taten sind bis heute spürbar. Sein Großvater sei vom Krieg fasziniert gewesen, so Kleveman, und er erkennt auf seiner Reise zu sich selbst, dass auch er „kriegsgefangen“ war. Er hatte sich lange als „Louis“ der Engländer ausgegeben: Er hasste seine Identität als Deutscher. Im Laufe seiner Journalistenlaufbahn habe er sich aber immer häufiger gefragt, was er an diesen Orten von Zerstörung eigentlich suche? Kleveman bereiste rund hundert Länder in acht Jahren, um zu erkennen, dass er ein „Kriegsjunkie“ geworden war, auf der Flucht vor sich selbst.

Herausgekommen ist dabei ein mutiges und unterhaltsames Buch von großem Erkenntnisgewinn.

ALEXANDRA SENFFT

■ Lutz Kleveman: „Kriegsgefangen. Meine deutsche Spurensuche“. Siedler Verlag, München 2011, 480 Seiten, 22,99 Euro



Zynische Hausdame, schöngestiger Fürst: Imogen Kogge und Christoph Luser in „Marija“ Foto: Bernd Uhligh

Nach der Revolution

PREMIERE Dem Zaren waren die Figuren ergeben, aber was machen sie unter Stalin? Andrea Breth hat Isaak Babels selten gespieltes Stück „Marija“ in Düsseldorf inszeniert

VON REGINE MÜLLER

Staffan Valdemar Holm hat Andrea Breth in der Vergangenheit mehrmals eingeladen, am Stockholmer Dramaten-Theater zu inszenieren. Doch immer wieder sagte Breth ab, mit dem schlagenden Argument, in einer fremden Sprache nicht arbeiten zu können und zu wollen. Nun ist Holm Intendant am Düsseldorfer Schauspielhaus, und Breth, die große Vertreterin des akribisch sich ausbreitenden Texttheaters, hatte keine Ausrede mehr.

Wieder hat es sie nach Russland gezogen, eine „Manie“, wie die sonst eher pressenscheue Breth in einem der vielen Interviews vor der Premiere bekannte. Isaak Babels „Marija“ spielt um 1920 nach der russischen Revolution und entwirft in acht scharf geschnittenen, filmisch konzipierten Bildern mit 22 Figuren das gnadenlos brutale Gesellschaftspanorama einer Endzeit. Das – in der Düsseldorfer Fassung von Andrea Breth keine zwei Stunden dauernde – Stück des 1894 geborenen jüdischen Dichters aus Odessa, den Stalin 1940 umbringen ließ, ist kaum je auf einer deutschen Bühne gespielt worden, zuletzt inszenierte Jürgen Flimm das Werk 1976 in München.

Warum gerade jetzt „Marija“? „Weil ich glaube, dass wir uns in kürzester Zeit in ähnlichen Situationen befinden werden“, orakelte Breth, „es liegt Revolution

in der Luft.“ Von Aktualisierung im landläufigen Sinne kann bei Breth in Düsseldorf aber keine Rede sein. Historisch korrekt sind die Kostüme (Moidele Bickel); das Bühnenbild von Raimund Voigt ist penibel, realistisch, manchmal streift es den folkloristischen Kitsch. Die Spielfläche des Bühnen Hauses wird mittels schwarzer Passepartouts zu puppenstubenartigen Räumen verkleinert. Die Wände schimmern matt in verwittertem Grün, vom großbürgerlichen Mobiliar der Familie des ehemaligen zaristischen Generals Mukownin sind nur kümmerliche Überbleibsel geblieben, ein paar Stühle, natürlich ein Samowar und ein Flügel, der der alten Kinderfrau Njanja (Bärbel Bolle grandios in der fast stummen Rolle) inzwischen als Bügelbrett dient.

Zeichen der Zeit

Die Titelfigur Marija ist ein Phantom, denn sie tritt niemals auf, ist aber in den Gesprächen allgegenwärtig. Sie steht im Dienst der Partei, hält sich angeblich irgendwo an der polnisch-russischen Front auf und schickt der Familie einen zwischen Sorge und Gleichgültigkeit lavierenden Brief. Dennoch fungiert Marija als Hoffnungsträgerin der untergehenden Familie, hat sie doch offenbar als Einzige die Zeichen der Zeit erkannt und sich den revolutionären Umtrieben angeschlossen, derweil ihre Angehörigen immer tiefer in Apa-

thie und Verzweiflung versinken.

Zu Beginn zerschneiden Geräuschfetzen aufbeunruhigende Weise die Luft, doch das Spiel in der grünlichen Puppenstube lässt sich zunächst recht betulich an. Schieber mit geschmuggelten Würstchen in den Hosenbeinen und Krüppel mit pittoresken Verletzungen bevölkern das erste Bild, der eisige Petersburger Hungerwinter draußen wird zwar behauptet, das Frösteln will sich aber nicht wirklich einstellen. Dann tritt die Generalsfami-

Das vielköpfige Ensemble bleibt heterogen, von grandiosen Einzelleistungen wird es fast unbarmherzig überstrahlt

lie in Erscheinung: Beklemmend eindrücklich skizziert Peter Jecklin den seiner Welt beraubten Zarentreuen mit knappen Mitteln, Imogen Kogge sekundiert als Hausdame Katja bravourös mit eisigem Zynismus. Marie Burchard als Marijas Schwester Ludmilla gelingt es in ihrer Fertigkeit nicht, ihren Niedergang – von der Generalstochter zum gefallenen Mädchen – plausibel zu machen. Wie überhaupt das vielköpfige Ensemble heterogen bleibt und von grandiosen Einzelleistungen fast unbarmherzig überstrahlt wird. Etwa von Christoph Lusers schöngestigem Fürsten Golizyn, der sich mit seinem Cello in dreckigen Spelunken die einzige Mahlzeit des Tages erspielt und wie ein lungenkranker Moribunder aus dem „Zauberberg“ mit fiebrigen Augen und sanften Gesten umhergeistert.

Im letzten Drittel dann, wenn die geschändete Ludmilla auf dem Milizrevier verhört wird, entwickelt die Aufführung plötzlich einen Sog. Das Grauen kriecht nicht leise heran, sondern bricht schockartig ein. Gewiss, Breth hat die Katastrophe penibel vorbereitet, bereits in der nächtlichen Szene, in der Imogen Kogge dem katatonisch erstarrten General bei flackerndem Kerzenlicht Marijas Brief unter Lachanfällen vorliest, kriecht die Kälte langsam hoch, doch kommt der Schock der letzten Szenen doch unvermittelt und dafür umso wirksamer.

ANZEIGE

SA. 21.1.2012
11:30 UHR: BERLIN HBF.

DEMO
WIR HABEN
AGRAR-
INDUSTRIE
SATT!

WWW.WIR-HABEN-ES-SATT.DE

BERICHTIGUNG

Es geht sich aus – das ist eine schöne österreichische Wendung, mit der man sagt, dass etwas – eine Verabredung zum Beispiel – hinhaut. „Freitag um neun auf ein Schnitzel im Anzengruber? Geht sich aus!“ Nicht so ganz sicher war sich die Redakteurin angesichts des Satzes „Es geht sich gut aus mit diesem Buch“, der am Samstag auf der Literaturseite stand. Liebe Wiener und Wienerinnen: Haut das hin? Oder nicht?

UNTERM STRICH

Jim Hoberman ist einer der wichtigsten **Filmkritiker** in den USA. Er hat mehrere Bücher geschrieben – über Kino und Kalten Krieg („An Army of Phantoms“), über die Filme der 60er Jahre („The Dream Life“), über jiddisches Kino („Bridge of Light“), über den großen **Underground-Filmer Jack Smith** und über anderes mehr, er hat für das Auswahlkomitee des New Yorker Filmfestivals gearbeitet und an diversen Universitäten gelehrt.

Und seit 1983 war er fest angestellter Filmredakteur der **New Yorker Stadtzeitschrift Village Voice**. Die hat ihn nun letzte Woche entlassen, obwohl er erst 63 Jahre alt ist. In seinem Abschiedsbrief an seine Kollegen schreibt er: „Nichts hält ewig, und ich hatte eine ziemlich gute Zeit in einem Job, der für mich über alles denkbar großartigste war.“ Die *Village Voice* folgt mit der Entlassung einem Trend: Immer mehr Printmedien in den USA

kündigen ihren Filmredakteure oder besetzen frei werdende Stellen nicht neu.

Die **amerikanische Fotografin Eve Arnold** ist im Alter von 99 Jahren **gestorben**. Wie ihre Agentur Magnum Photos mitteilte, war Arnold am Mittwoch in London „friedlich eingeschlafen“. Bekannt wurde sie durch ihre Fähigkeit, das Vertrauen von Stars wie **Marilyn Monroe**, Jan Crawford oder Marlene Dietrich zu gewinnen.